

Zeitschrift: Pädagogische Blätter : Organ des Vereins kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz

Herausgeber: Verein kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz

Band: 1 (1894)

Heft: 7

Artikel: Zur Geschichte der Entwicklung der Schrift [Schluss]

Autor: H.B.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-528136>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bur Geschichte der Entwicklung der Schrift.

H. B.

(Schluß.)

Bei den Germanen stieß die römische Schrift auf die Runenschrift, die nach Fr. v. Schlegel ebenfalls aus der phönizischen Schrift hervorging und vielleicht die ursprünglichen Formen reiner bewahrte als die griechische. Neuere Forscher lassen sie jedoch nicht direkt aus der phönizischen hervorgehen, sondern aus der lateinischen Schrift der Kaiserzeit, welche die Kelten den Germanen vermittelten, und erklären die Abweichungen von derselben einfach aus der Sitte, daß die Germanen ihre Schriftzeichen in festes Material: Holz, Stein, Horn, Eisen usw. einritzten, wofür senkrechte Linien und schräge, an und durch die senkrechten gezogen, sich besser eigneten. Immerhin hätten auch die Runen leicht für eigentliche Schrift mit Feder oder Stichel verwendet werden können. Die Runenschrift war Geheimgut der Priester, der Volksreden und der weisen Frauen und diente vornehmlich zu Zauber und Weissagung. Wer das Schicksal befragen wollte, schnitt von einer Buche oder Eiche Zweige, die er in Stücke oder Stäbchen zerlegte. Jedem Stäbchen ritzte er eine Rune ein, daher der Name Buchstabe; dann streute er die Stäbchen auf Geratewohl auf ein ausgebreitetes Tuch und hob dreimal, jedesmal ein Stäbchen auf, und erforschte aus den so blindlings aufgelesenen Runen das Verborgene und Zukünftige. Jede Rune bezeichnete aber nicht nur einen Laut, sondern hatte auch einen Namen, und an diesen Namen knüpfte sich eine ganze Vorstellungreihe. So gewann der Weissagende drei Begriffe, welche Vorstellungen genug weckten, um daraus eine Antwort auf vorgelegte Fragen zu geben. „Das Verbinden der drei Begriffe hieß lesen d. i. sammeln, und die Sätze, welche gebildet wurden, waren Verse, in denen die aufgehobenen Buchstaben die Reimstäbe (Alliteration) bildeten.“ Ein solches Lesen setzt Übung in der Dichtkunst voraus und konnte daher nur von Kundigen gehandhabt werden.

Wie für die Weissagung, wurden die Runen auch für Zauber gebraucht, der für sehr kräftig galt. „Sobald ich es singe (das Runenwort), so bin ich ledig von den Banden, in die der Feind mich schlug, von den Füßen fällt die Fessel, die Haft von den Händen.“

„Siegrunen schneide, wenn du Sieg willst haben.
Grabe sie auf des Schwertes Griff;
Auf die Seite einige, andere auf das Stichblatt,
Und nenne zweimal „Tyr“ (den Schwertgott),“

lehrt in den Heldenliedern Brynhild den Helden Siegfried. Zauber bezweckten alle auf Schwerter, Trinkhörner, Gerätschaften, Schmuckgegenständen aufgefundenen Runen. Sie waren also in der That in Bezug auf ihre Verwendung, was ihr Name sagt, eine Geheimschrift (rūna, Geheimnis).

Das Wort hat sich noch in dieser Bedeutung in „raunen“ erhalten, z. B. einem etwas in die Ohren raunen, (geheimnisvoll in die Ohren flüstern). Dieser Zweck der Runen ist wohl zu beachten, wenn wir begreifen wollen, warum die christlichen Missionäre die Runenschrift durch die römische zu verdrängen suchten. Es hing eben der ganze Aberglaube des Götzendienstes, eine ganze Welt mythologischer Anschauungen der alten Germanen an diesen Runen; wollten die Missionäre diesen ausrotten, so mußten sie die Runen fallen lassen. Zudem war die rundliche Kursivschrift eben viel bequemer als die steife Runenschrift. Immerhin war der Versuch gemacht worden, die Runen in den Dienst des Christentums zu stellen und zwar durch den gotischen Bischof Ulfilas. Da ihm jedoch weder die eigentlichen Runen, noch die griechische Schrift für seine Zwecke der Bibelübersetzung ganz geeignet schien, so schuf er als geborner Sprachschöpfer eine eigene Schrift. Hierbei „näherte er seine Runen durch möglichst kleine Veränderungen den entsprechenden griechischen Buchstaben, nahm entschieden nur griechische Formen in unveränderter Gestalt nur da auf, wo das Runenzeichen unzweckmäßig erschien, behielt aber das Runenzeichen fast unverändert bei, wo sich für den betreffenden Laut ein passendes griechisches Zeichen nicht darbot, und gab freigewordenen Runenzeichen, die mit einem Zeichen des griechischen Alphabets der Gestalt nach zusammentrafen, die Geltung des griechischen Zeichens.“ So konnten die Laute der gotischen Sprache hinreichend genau dargestellt werden. — Ähnlich verfuhrten die Angelsachsen mit dem lateinischen Alphabet. Die Franken nahmen jedoch mit dem Christentum sofort zugleich auch die römische Schrift an, die sich dann schnell auch in allen christianisierten germanischen Stämmen verbreitete.

Eine bedeutungsvolle Reform erlitt die römische Schrift unter dem berühmten Pädagogen Alkuin im Martinskloster zu Tours. Wie wir bereits beobachteten, hatten sich in den verschiedenen Ländern eigenartige Schriften gebildet. Unter diesen wurden die wichtigsten die longobardische, westgotische und merowingische. Zuerst noch, dem Charakter der Völkerwanderung gemäß, zeigten sie sich verwildert und ungestaltet, später aber erhoben sie sich zu wahren Kunstschriften. Durch das Übergewicht des Frankenreiches und seiner Kultur, besonders unter Karl dem Großen, und durch die Einführung der Minuskeln, welche durch ihre größere Einfachheit und Zweckmäßigkeit die früher fast durchweg gebrauchte Majuskel immer mehr verdrängte, gewann die karolingische Reform das Übergewicht. Diese war bestrebt, die Schrift für den täglichen Gebrauch möglichst bequem zu machen. Charakteristisch sind die rundlichen Minuskeln, vermischt mit einigen Uncialbuchstaben, dann die knotenförmig nach oben verdickten Langstriche. Neben dieser Kurrentschrift dauerten aber die alten Schriften fort, die besonders zu Kunstschriften

verwendet wurden, zur „Befertigung von Prachtstücken, welche vielleicht niemals an Schönheit übertroffen sind. Purpurees Pergament, Gold und Silber, Kapitalschrift, nach den besten alten Inschriften sorgfältig kopiert, verschiedene Uncialschriften, dazu Ornamente und Bilder nach antiken und byzantischen Mustern mit seinem Geschmack ausgewählt, alles vereinigt sich, um wahrhaft staunenswerte Kunstwerke herzustellen.“

Die von Alkuin eingeleitete Reform der römischen Kursivschrift hatte aber ebenfalls ihre Entwicklung und erreichte ihre höchste Ausbildung im 12. Jahrhundert. Jeder Buchstabe hat nun seine ganz bestimmte, regelmäßige Form, steht unabhängig neben dem andern, zeichnet sich durch die scharfen und geraden Striche und durch präzise Durchführung aus. Die Worte sind leicht übersichtlich, Abkürzungen nur mäßig angewendet, und die Interpunktionen sorgfältig beobachtet. Diese Schrift hatte sich nach und nach über alle Länder gleichmäßig verbreitet und war dadurch zur herrschenden geworden.

Vom Ausgange des 12. Jahrhunderts an macht sich das Streben nach neuen Reformen geltend. An den früher gerade abgeschnittenen untern Enden der Buchstaben werden starke Abschnittslinien bemerklich, die Striche biegen sich unten nach vorn in die Höhe und geben dadurch der ganzen Schrift einen andern Charakter. Die Vielschreiberei zog eine rasche, aber auch nachlässige Schrift und eine Menge Abkürzungen nach sich, die das Lesen oft schwierig machen.¹⁾ Man unterschied nun die Bücher in libri de littera nova und in libri de littera antiqua und schätzte und bezahlte, z. B. in Bologna, die ersten höher als die letztern.

Eine noch größere Umgestaltung fand im Laufe des 14. Jahrhunderts statt, die wichtigste seit der karolingischen Reform, die auch deswegen von besonderer Bedeutung ist, weil sie den Grund legte zur Scheidung zwischen der lateinischen und der deutschen Druck- und Schreibschrift. Die neue Schrift unterschied sich von allen früheren durch ihre vielen Ecken und Spitzen; die geraden Linien wurden gebrochen, daher sie mit Recht auch die Frakturschrift genannt wird. Nach ihren vorzüglichen Urhebern heißt sie auch

¹⁾ Dazu führte teils die Kostbarkeit des Schreibmaterials, teils aber auch die Mühe des Abschreibens selbst. Bei den Unterschriften der Schreiber finden sich oft hierauf bezügliche Bemerkungen. So findet man vielfach das Bild des Schiffers verwendet, der endlich nach mühsamer Fahrt den Hafen erreicht; dann lesen wir wieder: „Scribere quis nescit, nullum putat esse laborem,

Tres digitu seribunt totum corpusque laborat.“

„Wer nicht zu schreiben versteht, hält solches durchaus nicht für Arbeit; Schreibt auch die Hand allein, schaffen doch Körper und Geist.“ (K.)

Oder: Sieut aegrotus desiderat sanitatem, ita desiderat scriptor finem libri. (Wie der Kranke nach Gesundheit, so sehnt sich der Schreiber nach dem Ende des Buches.) Um schneller vorwärts zu kommen, versuchte Johann v. Tilberg schon im 12. Jahrhundert eine Zeichenschrift (Stenographie) zu erfinden, mittelst der man im stande sein sollte, alle Vorlesungen nachzuschreiben und so sich alle Weisheit anzueignen; er kam jedoch nicht recht zum Ziele.

Mönchsschrift.¹⁾ Ebenso trägt sie in Rücksicht auf die Zeit, in der sie entstand, auch den Namen gotische Schrift, da damals der künstlerische Geschmack der Zeit von der Gotik ganz beherrscht war, und zwar sowohl in den großen Kirchen- und Palastbauten, als auch in den kleinen Verzierungen und Künsten. In den Verzierungen herrschen die roten und blauen Farben vor; charakteristisch sind auch die Blattverzierungen, namentlich das Dornblattmuster; im 15. Jahrhundert kamen ganze Blumen, Pflanzen und Früchte, mit Käfern und Schmetterlingen auf Goldblattgrund vor. Diese Frakturschrift verbreitete sich im 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts über ganz Europa, war daher in den romanischen Ländern wie in den deutschen gebraucht. Und als die Buchdruckerkunst in der Mitte des 15. Jahrhunderts erfunden worden, wurden in ihr sämtliche erste Druckwerke hergestellt und zwar nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich, Italien, Spanien, England etc. Überall brauchte man also in Europa dieselbe Druckschrift.

Diese Einheit der Druckschrift wurde dann nach kurzer Zeit durch das Wiederaufleben der klassischen Sprachen im Humanismus zerstört; denn dieser griff überall wieder nach den alten Formen zurück und rief daher in Kunst und Wissenschaft die gewaltigsten Umgestaltungen hervor. Es entstand eine vollständige Veränderung des Geschmacks; man fand nur noch Gefallen an dem Altklassischen der Römer und Griechen. Daher näherte man sich auch wieder der alten römischen Schrift, und der italienische Drucker Aldus Manutius verwendete sie für seine Druckwerke. Dadurch war die römische Schrift für Italien wieder eingeführt; rasch folgten die übrigen romanischen Länder: Spanien, Portugal und Frankreich, zuletzt selbst England. Deutschland hielt dagegen an der Fraktur fest, beschränkte sie aber nach und nach mehr auf das Deutsche; daneben wurde auch in lateinischer Schrift gedruckt, besonders was fremdsprachlich war. So hat Deutschland nun die lateinische und deutsche Druck- und Kurrentschrift, jene mit senkrechten und getrennten Lettern, diese mit zusammenhängenden Buchstaben, und die deutsche Schule hat somit das Vergnügen, die Kinder in 4 Hauptarten einzuführen, wozu dann noch der Unterschied zwischen dem großen und kleinen Alphabete kommt, so daß die Kinder im ganzen 8 Schriften lernen müssen!

Der berühmte Maler Albrecht Dürer (1471—1528) gab den fetten, schwerfälligen Druckbuchstaben einfachere und gefälligere Formen und stellte bestimmte Proportionen unter den einzelnen Zeichen fest. Das Gleiche that er auch bezüglich der deutschen Schreib- oder Kurrentschrift. Seine Bestre-

¹⁾ Die Schreibekunst wurde besonders von den Mönchen geübt; ihre Werke erregen auch heute noch unser Staunen. Schon der hl. Hieronymus empfahl ihnen das Bücherschreiben (*scribantur libri*); besonders zeichneten sich hierin die Söhne des hl. Benediktus aus. Keinem Kloster fehlte das Scriptorium (*Schreibstube*). Auch in Frauenklöstern war die Schreibekunst heimisch.

bungen wurden von seinen Schülern fortgesetzt, und so hatte sich seit Anfang des 17. Jahrhunderts die Druck- und Schreibschrift in diejenigen Formen umgebildet, die sie dem Wesen nach heute noch hat.

In der Mitte des 18. Jahrhunderts legten die Engländer den lateinischen Buchstaben statt des Kreisrundes das Girund zu Grunde, wodurch das Alphabet nicht nur geschmackvoller, sondern auch praktischer wurde. (Englische Schrift.) Die deutsche Schrift hatte sich nach Dürer wieder vielfach verschönert und mußte die Unarten der Zopfzeit auch über sich ergehen lassen. Nach und nach trat aber auch da wieder eine bessere Geschmackrichtung ein; es begann eine ästhetische Reform durch Fassenlassen aller schnörkelhaften Züge und Vereinfachung der Buchstaben, ferner durch Verwerfung des senkrechten und Einführung des rechtsschrägen Grundstriches. Schon seit dem 16. Jahrhundert war die Schrift vielfach etwas nach rechts geneigt, jetzt aber wird der Neigungswinkel bestimmter, gleichmäßiger und allgemeiner. 1809 gab der Kalligraph Joh. Heinrigs in Krefeld als Neigungswinkel 45° an und suchte der Schrift überhaupt eine gefälligere und für das Schreiben bequemere Form zu geben. Andere Kalligraphen, wie Mädler in Preußen, der auch als Astronom einen bedeutenden Namen hat, Mettenleiter in Bayern, u. s. f. arbeiteten in diesen Bestrebungen weiter; jeder hatte aber ihm eigentümliche Züge in seine Schriftvorlagen aufgenommen, so daß dadurch sich verschiedene Schriftgattungen bildeten, Duktus genannt. Hatte Deutschland früher eine ziemlich einheitliche Schrift und hatte Preußen im ganzen 18. Jahrhundert die durch den Kalligraphen Hilmar Curas festgestellte und im Anfang gesetzlich geschützte Schrift¹⁾ beibehalten, so konnte man jetzt von einem nord- und süddeutschen, von einem preußischen, österreichischen, sächsischen, hanoverschen, rheinischen &c. Duktus reden. Die Mannigfaltigkeit der Dialekte schien sich auch auf die Schrift übertragen zu wollen. Betrachten wir einige der wichtigern Duktus oder Schriftarten. Der alte sächsische Duktus hat senkrechte Grundstriche mit scharfen eckigen Formen, die langen und halblangen Buchstaben beobachten in ihren Schleifen eine mehr oder minder schräge Richtung, die großen Buchstaben sind reich an geschwungenen, ungewöhnlichen Zügen. Von gewandter Hand macht sie einen stattlichen Eindruck und zeichnet sich durch leichte Lesbarkeit und feste, kräftige Ausprägung aus. Weil sie vorzüglich in den sächsischen Kanzleien gebraucht wurde, heißt sie auch Kanzleischrift. In Sachsen und Bayern fand sie aber auch den Weg in die Schulen, indem 1840 durch

¹⁾ Die Regierung verlieh ihm ein Privilegium, wonach niemand in Preußen innerhalb eines Zeitraumes von 20 Jahren Vorschriften herausgeben oder fremde einführen dürfe bei Confiskation aller Exemplare und 50 Thaler Geldstrafe. Der Titel seines 1714 erschienenen Schreibwerkes lautete: Calligraphia Regia, Königliche Schreibfeder, dergleichen noch nie zum Vorschein kommen. Lehrt ohne Mühe die vollkommen recht zierliche und jetziger Zeit beliebte Schreibart.

die sächsischen Kammern und 1852 in Bayern durch allerhöchste Verordnung befohlen wurde, sie in allen Schulen einzuführen, wobei jedoch festgesetzt war, es sollen die senkrechten Buchstaben eine sanfte Neigung nach rechts und zwar etwa in einem Winkel von 75° erhalten. Aus ihr entstand später der schräge Kanzleikurrent, der sich von der vorigen durch größere Neigung, besonders der innerhalb der Grundlinie befindlichen Buchstabenteile, unterscheidet. Er heißt auch der moderne sächsische Duktus.

Die eckig-flüchtige Kurrentschrift, wegen der äußern Erscheinung der Schrift so genannt, unterscheidet sich von der obigen durch schrägere Lage der Grundstriche, durch einfachere und leichtere Formen der Buchstaben, durch Einfachheit und Leichtigkeit der großen Buchstaben, denen das Oval zu Grunde gelegt ist, die meist nur eine modifizierte Vergrößerung der kleinen sind. Sie bürgerte sich besonders im Süden und Westen Deutschlands ein.

Der abgerundet-flüchtige Kurrent zeichnet sich durch größere Ge- fälligkeit, Leichtigkeit und Eleganz aus und gewann besonders im Kaufmanns- stand Eingang, weil er sich für das Geschwindschreiben vorzüglich eignet. Er heißt daher auch geradezu kaufmännischer Kurrent, und vom Orte, wo er zuerst herrschend wurde, Hamburger Duktus. Neben diesen verschiedenen Duktus machte sich stets auch das Streben nach einer deutschen Nationalschrift geltend, welcher Gedanke in neuerer Zeit besonders durch Ad. Henze in Leipzig in den Vordergrund trat. Derselbe erließ 1867 ein Prämien-Aus- schreiben für das beste deutsche Alphabet. Über 754 Konkurrenzarbeiten gingen ein. Es wurde nun ein Musteralphabet ausgearbeitet und dasselbe zur Ein- führung in allen Schulen empfohlen. Die Bewegung hatte jedoch keine be- sondern Resultate zur Folge, fand im Gegenteil gewaltige Gegner, die von einer solchen Feststellung der Schrift nichts wissen, sondern ihr den natürlichen Gang der weiten Entwicklung lassen wollten. Auch innerhalb der Nationalität hat die individuelle Freiheit unter gewissen Schranken gewiß volle Berechti- gung; sie zu verbieten, wäre entschieden ein großer Nachteil.

Die Ausführungen über die Entwicklung der Frakturschrift für Druck und Kurrent zeigten uns zur genüge, daß diese keineswegs auf den Charakter einer deutschen Nationalschrift rechnen kann, daß sie im Gegenteil von Anfang an international war und aus der lateinischen Herauswuchs. Das Zurück- greifen auf die Antiqua, wie die alte römische Schrift jetzt genannt wird, wäre daher keineswegs antinational. Immerhin muß zugestanden werden, daß die deutsche Schrift nun seit einem halben Jahrtausend bei den Deutschen anerkannt und festgehalten worden ist und daher ein historisches Recht ge- wonnen hat, auch fernerhin zu existieren. Wir sind daher durchaus nicht für gewaltshames Einführen der Antiqua von oben herab und für Verdrängen der deutschen Frakturschrift, sondern wollen der natürlichen Entwicklung der

Schrift den freien Lauf lassen. Gewaltsame Reformen sind sowohl für die Orthographie als für die Kalligraphie schädlich und stoßen auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Die Durchführung des rein phonetischen Prinzipes in der Orthographie müßte, so richtig ja an und für sich das Prinzip ist, aus praktischen Gründen aufgegeben werden. An den gleichen Klippen würde auch die ausschließliche Durchführung der Antiqua scheitern. Die deutsche Schrift hat sich nun einmal eingebürgert und festgesetzt; in Deutschland wird sie vielfach als die deutsch-nationale Schrift gepriesen, besonders seit 1870, wo der Nationalgedanke im deutschen Volk wieder neue Kraft gewonnen hat. Der Kampf für die Antiqua, wie er von einigen kantonalen Erziehungsdirektoren der deutschen Schweiz (Zürich, Solothurn etc.) aufgenommen worden, ist daher ebenso vergeblich, wie die Einführung einer eigenen schweizerischen Orthographie. Man schädigt dadurch nur sich selbst. Was die deutsche Sprache anbetrifft, beziehe sie sich auf mündliche oder schriftliche Ausdrucksweise und Form, müssen wir mit unsren deutschen Brüdern jenseits des Rheins in fortwährender Fühlung stehen, so gut als die französischen Schweizer mit Frankreich und die italienischen mit Italien. Es gibt eben keine schweizerische Sprache außer der romanischen, und die Schweiz ist ein zu kleines Land, als daß man wünschen möchte, es solle eine besondere schweizerische Sprache, etwa durch Verallgemeinerung des Romanischen für die ganze Eidgenossenschaft entstehen. Je größer die Sprachengebiete, desto freier und ungehinderter gestaltet sich der Verkehr in Handel und Wandel.

Für die Schule wäre freilich nur eine Hauptschrift bequemer; aber die beiden Hauptschriften zu bewältigen, ist, wie die bisherige Erfahrung lehrt, kein Ding der Unmöglichkeit. Bei richtiger Methode gewinnen die Kinder sie ziemlich rasch und leicht. Zudem ist wohl zu beachten, daß nicht das Leben für die Schule ist, sondern die Schule für das Leben, und daß die Schule daher überall das wirkliche Leben zu berücksichtigen hat, nicht ein singiertes, das nach allen möglichen Bequemlichkeitsrücksichten zurecht geschnitten ist. Schule und Leben müssen Hand in Hand gehen, nur dann erzieht und unterrichtet man praktisch! —

Über die mitteleuropäische Zeit.¹⁾ (M. E. Z.)

H. B.

Es wird in neuerer Zeit so viel über die M. E. Z. gesprochen und geschrieben, daß es gewiß auch einer pädagogischen Zeitschrift wohl ansteht, einige Worte über sie zu sagen, dies um so mehr, da ja auch die Schul-

¹⁾ Vergl. J. Blaßmann, die M. E. Z. in H. Büschers Kalender für kathol. Lehrer. 1894. Diesterweg, Himmelskunde. Dr. Gräfe, die M. E. Z.